Den Naturguckern gewidmet,
denen der Zugang zur Natur
durch Arten- und Naturschutz
so ungerechtfertig erschwert
oder verwehrt wird.

Titelbild:
Sommergoldhähnchen *Regulus ignicapillus*
von Maximilian Mitterbacher

Bilder auf der Rückseite:
Auwald im Frühsommer- und Hochsommer
Forst im Winter

© 2017
Verlag Kessel
Eifelweg 37
53424 Remagen-Oberwinter

Tel.: 02228-493
Fax: 03212-1024877
E-Mail: nkessel@web.de

Homepage:
www.verlagkessel.de
www.forstbuch.de
www.forestrybooks.com

Druck
Druckerei Sieber, Kaltenengers
www.business-copy.com

ISBN: 978-3-945941-25-6

Waldjournal

von

Josef H. Reichholf

www.forstbuch.de

Inhalt

Worum geht es? 5

Frühling 8
Februar *9*
März *20*
April *45*
Mai *52*
Juni *78*

Sommer 80
Juli *96*
August *107*
Zeit der Pilze *112*
September *125*

Herbst 127
Oktober *133*
November *143*
Dezember *154*

Winter 155
Amselhäufigkeit in Forst, Auwald und Ortschaften *156*
Januar *160*
Eine (Zwischen)Bilanz nach sechs Jahren *166*
Waldgänge als Naturerlebnis *172*

Worum geht es?

Es gibt so viele Bücher über den Wald. Was kann ein weiteres da noch bieten? Mein „Waldjournal" enthält eigene Beobachtungen und Erlebnisse aus sechs Jahren in Wäldern Südostbayerns; solche, wie sie jeder an der Natur Interessierte ohne fachliche Vorbildung machen kann. Was ich zusammenstellte beruht auf der Fülle von Daten und Fakten, die ich in den Auwäldern und im Forst notiert hatte. Viel Überraschendes war für mich dabei. Die Beobachtungen und Befunde warfen eine Menge Fragen auf. Einige ließen sich im Lauf der Zeit beantworten, andere, nicht wenige sogar, blieben offen, weil von Seiten der Wissenschaft nicht genügend oder gar nichts dazu vorliegt. Das betrifft keineswegs nur Seltenheiten, sondern oft sogar die häufigen und uns vertraut vorkommenden Arten von Tieren und Pflanzen. Über ihre Lebensweise ist, wie sich schnell herausstellt, wenn man nachschlagen will, oft zu wenig bekannt. Auf den Waldgängen erschließt sich eine erstaunliche Artenvielfalt. Ungemein viel Faszinierendes bietet sie, wenn man sich näher mit ihr befasst. Doch die bloße Bestimmung der Tier-, Pflanzen- oder Pilzarten liefert zunächst nur Namen und kaum mehr, weil den Bestimmungsbüchern wenig bis nichts zur Lebensweise zu entnehmen ist. Dennoch bildet Artenkenntnis die Voraussetzung dafür, das Erlebte zu vertiefen. Wer nicht weiß, worum es sich handelt, wird keine Erklärungen finden und viel nicht verstehen.

Sollte dies zu belehrend wirken, bitte ich um Nachsicht, denn das ist nicht meine Absicht. Vielmehr möchte ich Interesse wecken und zu eigenen Waldgängen anregen. Deshalb sollte ich vielleicht meine persönliche Motivationen erläutern, die mich fast täglich, zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter, hinaus in die Natur treiben; in die Auwälder, in den Forst und an die Gewässer, die hier jedoch nicht behandelt werden. Mich interessieren Vorkommen, Häufigkeit und Lebensweise der Tiere, Pflanzen und Pilze. Möglichst viele Arten möchte ich kennen lernen. Mein Ziel ist es, die Veränderungen, die ablaufen, festzustellen und die Auswirkungen besonderer Ereignisse, wie anhaltende Hitze, tiefe Winterkälte, Regenperioden und Überschwemmungen, Stürme sowie massive Eingriffe seitens der Menschen mitzuverfolgen. Nicht nach Idealvorstellungen von Natur suche ich, sondern nach dem, was wirklich geschieht. Es geht im Buch daher auch um die Formen der Forstwirtschaft, um Wild und Jagd, um Jägerverhalten und Waldspaziergänger mit ihren Hunden. Lästige Insekten, wie Stechmücken, Bremsen und Lausfliegen werden behandelt, weil sie zu den Wäldern gehören, wie kühle Luft in heißen Sommertagen oder schillernde Schmetterlinge, die aus der Tropenwelt zu stammen scheinen. Wer in die Wälder geht, wird mit zentralen Schwächen des Arten- und Naturschutzes konfrontiert werden: Was Schutz bewirkt und

was nicht, weil die umfangreichen Ge- und Verbote nur die Naturfreunde treffen, nicht jedoch die Naturnutzer.

Sobald man sich etwas intensiver mit den Naturvorgängen im Wald befasst, tauchen grundlegende Fragen und Probleme von Biologie, Ökologie, Naturschutz und Forstwirtschaft auf. Wie regulieren sich die Tiere und Pflanzen in ihren Vorkommen und ihrer Häufigkeit? Müssen manche Arten vom Menschen kontrollliert werden, und wenn ja, wie kann/soll das geschehen? Was bewirkt Naturschutz? Welche Folgen haben die verschiedenen Formen von Forstwirtschaft? Was drückt sich im Äußeren von Arten aus? Tarnung, Täuschung, Anlockung? Auf wen bezogen oder wogegen gerichtet? Wie viel oder wie wenig bekommen wir mit vom Leben, wenn wir wenig bis nichts mitbekommen von dem, was in den Böden geschieht und sich gelegentlich über das Hervorkommen der Fruchtkörper von Pilzen äußert? Wie sollte ich mich selbst verstehen als Mensch, der ich meine Waldgänge mache und dabei auch viele andere Menschen sehe, die dies tun, allerdings aus gänzlich anderen Motiven heraus? Oft stören mich die Radfahrer. Ohne jegliches Interesse am Wald durchrasen sie diesen auf Forststraßen, weil für sie die zurückgelegten Kilometer zählen. Dabei überfahren sie Blindschleichen, Schlingnattern, Käfer and anders Getier, das aus dem feuchtkühlen Wald auf die wärmeren Forststraßen gekrochen ist. Ihrer Raserei fallen erschreckend viele „streng geschützte" Tiere zum Opfer. Ihre Kadaver darf ich nicht mitnehmen, weil die Bestimmungen des Artenschutzes dies verbieten und Ausnahmen davon genehmigungspflichtig sind. Noch mehr ärgere ich mich über das Mähen breiter Randstreifen entlang der Straßen und Wirtschaftswege im Forst, das bei der heutigen Dimension der Holzerntemaschinen ganz und gar überflüssig ist, nur Kosten verursacht und viele streng geschützte Pflanzen und Kleintiere vernichtet. Dass im Forst Pflegemaßnahmen durchgeführt werden, die selbst für stark frequentierte Parkanlagen in Großstädten übertrieben wären, erweckt den Eindruck, dass es um die teueren Spezialgeräte geht, die dafür angeschafft worden sind. Sie werden eingesetzt, um die Investition zu rechtfertigen. Und dass man als Naturfreund, der im Wald Ruhe sucht, mit der ganzjährig intensiv betriebenen Holznutzung im Forst hadert, ist unvermeidlich. Waldesruh ist eine Erwartung, die längst nicht mehr zutrifft, zumal wenn die Großmaschinen den Boden nicht nur in den so genannten Rückegassen in seiner Struktur tiefgründig zerstören, sondern auch die Forststraßen selbst. Sie müssen immer häufiger repariert werden, um sie befahrbar zu halten. In Perioden längerer Trockenheit ist man als Waldbesucher den Staubfahnen ausgesetzt, die über den Forststraßen stehen und kaum abziehen, weil sie, anders als im Freien, kein Wind verweht. Oder man sieht sich plötzlich vom gewohnten Weg ausgesperrt, weil Bäume gefällt werden – zu jeder Jahreszeit. Hofft man sodann, wenigstens an Sonn- und Feiertagen Ruhe im Wald zu finden, kreisen Sportflugzeuge darüber, drehen Loopings mit aufheulenden Motoren und machen weit mehr Lärm als man in den sonntäglichen Innenstädten auszuhalten hätte.

All das und mehr beeinträchtigt den Naturgenuss, den wir doch wenigstens in Wäldern, insbesondere im Staatsforst, finden können sollten, weil die Intensivlandwirtschaft längst Spaziergänge auf die Fluren verleidet. Den Gestank von

Gülle, die vorzugsweise am Wochenende ausgefahren wird, weil die Landwirte während der Woche offenbar anderes zu tun haben, trägt der Wind weit in die Wälder hinein. Und auch den Geruch der Gifte, mit denen die Fluren insbesondere in der schönen Maienzeit behandelt werden. Sucht man sodann als Naturfreund Zuflucht im Naturschutzgebiet, in dem man sich selbstverständlich den Bestimmungen gemäß auf den Wegen hält, nicht lärmt und keine Blumen pflückt oder etwas pflanzt, so sieht man sich konfrontiert mit dem von allen Schutzbestimmungen uneingeschränkten Tun der Jäger, der Waldbesitzer und am Wasser der Angler oder des Wasserwirtschaftsamtes. Nirgendwo ist der Naturfreund so unerwünscht, wie im Naturschutzgebiet.

Bleiben die Waldgänge letztlich also nur Illusionen von Natur? Verursachen sie mehr Frust als Freude? Mit solchen Fragen müssen sich die Naturfreunde häufig auseinandersetzen. Empfindsame Naturen leiden. Sie sehen sich in ihrer pessimistischen Sicht bestätigt, dass die Natur nicht zu retten ist. Zu gering sind Verständnis und Bereitschaft der Menschen, Rücksicht zu nehmen und geringfügige Verzichte zu üben. Wer das in der Natur Erlebte so empfindet, liegt grundsätzlich richtig, wenngleich nicht ganz. Denn allen menschengemachten Widrigkeiten zum Trotz entwickelt sich Natur immer wieder in mitunter kaum fassbarer Fülle. Auch darum geht es in diesem Buch. Es handelt von der faszinierenden Vielfalt, von dem Neuen, dem Unerwarteten, dem man bei den Waldgängen begegnen kann. Und wie die Natur mit Naturkatastrophen zurechtkommt. Sieht man das Ausmaß der Zerstörung nach einem Hochwasser und erlebt, wie die betroffenen Arten danach wieder aufleben, wächst die Gewissheit, dass die Hoffnung nicht aufgegeben werden muss. Zuversicht ist das vielleicht wichtigste Ergebnis aus Jahren und Jahrzehnten von Waldgängen. Einzelne Jahre oder einige wenig reichen nicht aus, bei weitem nicht. Sie bleiben Momentaufnahmen. Allenfalls lehren sie, dass es in der Natur höchst unterschiedliche Zeitmaße gibt. Solche von Wochen oder einigen Monaten und andere mit viel längeren Perioden. Nirgendwo können wir unser eigenes menschliches Zeitmaß besser relativieren als in Wäldern mit Bäumen, die Jahrhunderte alt werden können. Jede Generation von Förstern meint jedoch, wie gegenwärtig unsere, die richtige Verfahrensweise für den langfristigen Umgang mit den Wäldern parat zu haben. Die Förster sind nicht allein in diesem mitunter recht überheblichen Denken. Naturschutz und Umweltbewegung gehen in nahezu gleicher Weise davon aus, hier und jetzt definitiv zu wissen, was für den Wald und gar für die ganze Menschheit das (einzig) Richtige ist. Ein paar Jahre im Wald würden Zurückhaltung und Bescheidenheit lehren. Auch der wissenschaftlichen Ökologie mit ihren für unfehlbar gehaltenen Computermodellen. Das ist, wenn man so will, meine zentrale Botschaft aus einem halben Jahrhundert intensiven Studiums der Natur und den Waldgängen der letzten sechs Jahre.

Josef H. Reichholf im Januar 2017

Frühling

Das Waldjournal möchte ich beginnen mit dem Vorfrühling, wenn sich der Neubeginn des Jahreslaufes andeutet. Einst galt diese Zeit auch bei uns, wie noch immer in manchen Kulturen als Anfang des Jahres, und nicht der fiktive 1. Januar, der sich durch nichts im naturgegebenen Rhythmus von Tageshelligkeit oder Wetter begründen lässt. Viel passender wäre die Wintersonnenwende als astronomischer Wendepunkt, für den es zudem auf der Südhalbkugel ein klares, jahreszeitlich gespiegeltes Gegenstück in der Sommersonnenwende gibt. Über die dabei einsetzende Veränderung der Tageslänge wirkt sie für die Pflanzen eindeutig als Zeitgeber, und zwar unabhängig davon, ob sich diese in Winter- oder Sommerruhe befinden. Mein hier gewählter Einstieg in den Jahreslauf um die Februarmitte trägt lediglich der Tatsache Rechnung, dass Wärme und Kälte in den außertropischen Regionen dem Jahresgang des Lichts jeweils mit mehr oder weniger großer Zeitverzögerung nachfolgen. Daher regt sich manches Lebewesen in unserer Natur tatsächlich schon in den Tagen und Nächten des Vorfrühlings, wenn erste milde Tage um die Februarmitte kommen und die Nächte nicht mehr so lang dauern. Ohne dass wir es sehen können, fängt in dieser Zeit der Saft in manchen Bäumen zu steigen an als Vorbereitung für den Austrieb der neuen Blätter im Frühjahr. In den oftmals windigen bis stürmischen Nächten sind die Füchse in den Wäldern unterwegs, weil ihre Fortpflanzungszeit gekommen ist. Wo es ihn gibt, ruft der Uhu, und fast überall schallt das Heulen der Waldkäuze nachts durch die Parkanlagen der Großstädte, nicht nur durch die Wälder draußen. Erste Schmetterlinge beginnen zu fliegen, nachts sogar früher als an sonnigen Tagen. In den Gärten sehen wir, dass die Schneeglöckchen hervorkommen. Dann ist es höchste Zeit für die ersten Waldgänge der neuen Saison. In der Natur beginnt das neue Jahr jetzt auch für die zahlreichen Arten, die nicht ruhend oder schlafend den Winter überdauerten, sondern aktiv geblieben sind und durch den Engpass, den er ihrem Leben setzt, durchzukommen versucht hatten.

Abb. 1: Blüten des Huflattichs *Tussilago farfara* sind häufig die ersten Farbzeichen des beginnenden Vorfrühlings an Straßenrändern und Böschungen. Im Forst erblühen sie deutlich später als im Freien. Die Körbchenblüten sind um mehrere Grad Celsius wärmer als ihre Umgebung, so sehr nehmen sie die Sonne auf und richten sich im Tagesgang nach ihr aus.

Februar

18. Februar 2014

Mild verlief er bisher, der Winter 2013/14. Die Nachtfröste brachten nur bis minus 5 Grad. Schnee fiel keiner. Wenn gelegentlich ein paar Flocken nieder taumelten, erreichten sie den Waldboden nicht. Heute früh sah ich, dass die Nacht frostfrei geblieben war, obwohl heller Mond starke Abkühlung erwarten ließ. Lange hatte gestern am Abend der Uhu aus der Steilwand am Fluss gerufen. Es war mir schwer gefallen, mich von seinem „bu-hu" zu lösen als es ganz dunkel und zu kalt wurde. Auch weil immer wieder das Klingeln von Schellenten zu hören war, das ihre Flügel im Flug erzeugen. Und andere Rufe mehr, die sich nicht immer leicht identifizieren ließen. War es ein Fuchs, der schon in der frühen Dämmerung bellte auf der Suche nach einer Füchsin? Oder doch ein Hund? Vorfrühlingsstimmung sagt man dazu, weil man sie selbst so empfindet. An jenem Abend war es kein Klischee, sondern das erfreuliche Vorzeichen für die Änderung des Wetters nach Wochen mit Hochnebel. Da hatte es zwischen Nacht und Tag kaum Temperaturunterschiede gegeben. Es war ein Winter, der kein Winter werden konnte, kein „richtiger", wie viele meinten, die Schnee und kalte Ohren brauchen. Der aufsteigende Mond in den frühen Nachtstunden nährte die Hoffnung auf Sonne am Tag. Doch gegen Morgen bildete sich Nebel. Die Sonne blieb fast den ganzen Vormittag eine weiße Scheibe, so dass die kleinen Elfenkrokusse, die im Garten schon blühten, noch blasser aussahen als sie das mit ihrem zarten Lila ohnehin tun. Auch die Schneeglöckchen hielten ihre Blüten geschlossen. Bei Nebel kommt ohnehin keine frühe Biene.

Doch mittags geriet der Nebel in Bewegung. Leichter Südostwind ließ ihn wabern, dann verschwinden. Und nun gab es Sonne; prächtigstes Vorfrühlingslicht. Es zog mich hinaus in die Auen am Zusammenfluss von Inn und Salzach, wo zu dieser Zeit Millionen und Abermillionen Schneeglöckchen *Galanthus nivalis* und Frühlingsknotenblumen *Leucojum vernum*, dann ein bis zwei Wochen später Blausterne *Scilla bifolia* und anderer Frühlingsblumen blühen. Am Rand des Auwaldes flogen elf Stare kurz auf, senkten sich aber als lockerer Schwarm gleich wieder hinab auf die Wiese, auf der Wildschweine in den Nächten davor eifrig gewühlt hatten. Große Eichen stehen hier. Sie trugen letzten Herbst reichlichst Eicheln. Die Wildschweine hatten nach ihnen gesucht und mit ihrem Wühlen den unterirdischen Verlauf der großen Seitenwurzeln freigelegt. Wie eine Grafik, eine Geo-Glyphe, sah das Ergebnis aus. Nun fanden auch die Stare genug Brauchbares, jetzt nach der Rückkehr ihrer ersten Schwärme aus dem weiter westlich gelegenen Winterquartier. Der milde Winter verführte sie nicht dazu, hier zu überwintern. Die letzten waren im Oktober abgezogen. Die ersten kehrten in diesen Tagen zurück; einzeln zunächst, dann, heute, ein kleiner Schwarm. Drei Silberreiher, die von der Salzachmündung über den Auwald zu den Wiesen herausgeflogen kamen, wurden von den Staren offenbar nicht für gefährlich gehalten. Auch nicht die

Graugänse, die als Paare verteilt auf der Flur herumsuchten. Der Ganter reckte fast immer den Kopf in die Höhe und kommentierte den An- oder Abflug weiterer Graugänse. Zwei der Wiesenflächen waren nicht wie die anderen fahl grünlichbraun, sondern schmutzig grauschwarz. Gülle war ausgefahren worden. Der Wind stand aber günstig für mich, so dass ihr Gestank fern genug vorüber zog, während ich auf den Auwald zuging und dem Gesang der Misteldrosseln lauschte. Noch saßen sie in den Mistelkugeln, von denen dort die Pappelkronen voll sind, und zupften die eine oder die andere Mistelbeere ab, die reif genug geworden war. Das Trommeln eines Buntspechtes unterlegte instrumental die Strophen der Misteldrossel, die für uns irgendwie melancholisch wirken. Wir Menschen hören zusammen, was gar nicht zusammen gehört. Specht und Drossel haben sich nichts zu sagen, außer vielleicht über ihr Verhalten auszudrücken, dass Gefahr droht. Doch den im Unterholz seinen Gesang schmetternden Zaunkönig ließen auch die Warnrufe der Drosseln kalt. Der Sperber, der wie ein Schatten in eine Schneise hineinhuschte, bemerkte den Zwerg im dichten Gebüsch wohl gar nicht. Und dieser hörte auch nicht auf zu singen. Aber Amseln warnten nun heftig. Ich hatte nicht bemerkt, dass sie auch da waren. So gut tarnt sie ihr dunkles Gefieder am Waldrand, wo die Wiesen bedeckt waren mit vielen Maulwurfshügeln und Astwerk, das ein Herbststurm von den Bäumen gerissen hatte. Als sich die Aufregung gelegt hatte, ging ich hinein in den Auwald; erwartungsvoll, weil ich vorhatte, die Schneeglöckchen zu zählen, wie jedes Jahr. Quadratmeterweise, um ihre Häufigkeit und die Veränderungen über die Jahrzehnte mitzuverfolgen. Was bedeutet, dass mindestens zehn Quadratmeter zu zählen sind pro Auwaldstück, das ich mir vornehme, und zwar in fünf Meter langen Streifen auf zwanzig Zentimeter Breite. Solche Streifenzählungen bewahren davor, dass man unwillkürlich die Stellen herausgreift, auf denen viele Schneeglöckchen blühen, und dadurch viel zu hohe Werte bei der (groben) Umrechnung auf das ganze Auwaldstück bekommen würde. Noch war zwar nicht der Höhepunkt des Blühens erreicht, aber zwischen 44 und 90 Schneeglöckchen pro Quadratmeter wurden es schon. Deutlich weniger waren es in dichtem Erlenjungwuchs. Die höchsten Zahlen ergeben stets die älteren Bestände von Laubhölzern (Eschen, Pappeln, Ahorn, vereinzelt Eichen) mit wenig Unterwuchs.

Die heutige Zählung war längst Routine. Die volle Aufmerksamkeit erforderte sie dennoch. Die Schwankungen von Jahr zu Jahr sind zumeist gering. Tendenzen zeigen sich erst nach einer längeren Reihe von Jahren; am sichersten nach Jahrzehnten. Bei dieser Zählung im Februar 2014 war ich im 48. Jahr. Ihr werden in diesem Jahr drei bis vier weitere folgen, die jeweils zur Zeit der Vollblüte der drei für diese Auwälder so charakteristischen Arten der Frühlingsflora stattfinden sollen, den Schneeglöckchen, Frühlingsknotenblumen und Blausternen. Zudem versuche ich, mitzuverfolgen, ob und wie sich die Bestände dieser seit langem geschützten Frühlingsblumen ausbreiten. Wenn ihre Samen im Frühsommer reifen, interessieren sich Ameisen dafür. Die kleinen Samen tragen außen ein Gebilde, das man als Ameisenbrot bezeichnen könnte (tatsächlich ist es ein so genannter Ölkörper und heißt botanisch Elaiosom). Die Ameisen sind ganz begierig danach. Nach Ameisenart sam-

meln sie die reif gewordenen Samen der Schneeglöckchen und Frühlingsknotenblumen, Blau- und Goldsterne und tragen sie zu ihren Nestern. Der eine oder der andere Same geht dabei verloren oder wird nicht mehr weiter transportiert, weil das Elaiosom abgefallen ist. So liegt er dann an vielleicht passender Stelle fürs Keimen und für die Entwicklung einer neuen Pflanze. So lautet die gängige Erklärung. Sie ist auch sicher richtig. Dennoch halte ich sie für unzureichend, um verständlich zu machen, wie die Schneeglöckchen zum Beispiel aus dem Auwald über eine Brücke, die den mehrere Meter breiten Bach am Fuß des Dammes überspannt, an diesem hoch bis ins Gebüsch unter die Dammkrone gekommen sind, wo sie sich seit nunmehr etwa 30 Jahren langsam weiter ausbreiten. Zwar ließe sich ein Ameisentransport vorstellen, wenngleich die freien Strecken viel zu groß wären für den Aktionsraum der Nester. Für ganz unmöglich halte ich aber den Ameisentransport bei neuen Kleinvorkommen, die ich mehrere Hundert Meter voneinander getrennt in Auwaldstücken fand, die ich sehr gut kenne und Jahr für Jahr besuchte. Da sie zweifellos neu entstanden waren, muss es andere Transporteure gegeben haben mit weit größerer Reichweite. Kleine Säugetiere zum Beispiel. Als hierfür besonders geeignet würde ich Marder (Weitstreckentransport bis über Kilometer) und Igel (für Mittelstrecken) halten. Besonders die Igel verfrachten sicherlich viele Pflanzensamen mit ihrem Stachelkleid. Die Ölkörperchen könnten ursprünglich die Funktion gehabt haben, an solchen und ähnlichen Tieren eine zeitlang festzukleben. Dass sich Ameisen dafür interessierten und zum bedeutenden Kurzstreckentransporter wurden, mag eine gute Ergänzung gebildet haben. Mit den Ameisen allein wäre die Zwiebelvermehrung der Mutterzwiebel, die nach wie vor stattfindet, kaum weniger erfolgreich gewesen. Denn die Auwald-Ameisen leben in kleinen Kolonien mit geringem Aktionsradius. Das sehen wir nach wie vor in der Gruppen- und Büschelstruktur der Schneeglöckchen. Die blühenden Büschel sind Klone der Mutterpflanze und genetisch mit ihr identisch.

Mit den erzielten Zahlen war ich zufrieden. Die Schneeglöckchen hatten zwar früh mit dem Blühen begonnen, aber nicht ungewöhnlich früh. Bei anhaltend starken Föhnlagen konnte die Hauptblüte schon Anfang Februar beginnen. Dieses Mal wird es Ende Februar so weit sein. Dann folgen etwa eine Woche später die Frühlingsknotenblumen, von denen erst einzelne, noch unfertige zu sehen waren. Aber es gab etwas anders, das buchstäblich ins Auge stach und mich wiederholt von den Zählungen ablenkte. Intensiv karminrote Becher mit gerundet hochgezogenen Rändern saßen am Boden. Wie zerdrückt sahen manche aus, zumal wenn sie mehrere Zentimeter Durchmesser erreicht hatten. Scharlachrote Kelchbecherlinge sind es; Pilze, die vornehmlich an oder bei vermodernden Ästen am Boden wachsen. „Schneeglöckchen der Mykologen" nennen sie die Pilzforscher Till R. Lohmeyer & Ute Künkele. Der wissenschaftliche Name lautet *Sarcoscypha austriaca*. Nahe verwandt sind die geographisch weiter verbreiteten Roten Kelchbecherlinge *S. coccinea* und *S. jurana*, die sich nur mikroskopisch sicher voneinander unterscheiden lassen. Aber *S. jurana* wächst an Lindenholz.

Wie in jedem Jahr beschäftigte mich die Frage, was für eine Bedeutung dieses intensive Rot hat. Als Laune der

Abb. 2: Scharlachrote Kelchbecherlinge *Sarcoscypha austriaca* im Vorfrühlings-Auwald

Abb. 3: Schneeglöckchen (oben) und Abb. 4: Frühlingsknotenblumen (unten) mit unterirdischer Vermehrung durch Zwiebelteilung.

(Pilz)Natur, die jede Menge Überraschungen enthält, lässt es sich schwerlich verstehen. Dazu ist die Farbe zu intensiv und wohl nicht nur für unsere Augen so auffällig. Lockt sie Fliegen an? Bislang habe ich keine Fliegen in diesen roten Bechern angetroffen. Aber das besagt nicht viel. Es kann sein, dass ich nicht intensiv genug geschaut hatte. Man nimmt sich ja doch meistens zu wenig Zeit zum Beobachten. Eine andere Möglichkeit hängt mit der Jahreszeit ihres Erscheinens zusammen. Über das Rot könnte sich der Pilzkörper bei den niedrigen Temperaturen der Vorfrühlingszeit aufwärmen. Da dringt das Sonnenlicht noch ungehindert von Blattwerk bis zum Boden durch. Farben wirken oft aufwärmend. Weiß strahlt ab. Mit genauen Temperatur-Sensoren sollte so ein Aufwärmeffekt also zu messen sein. Vorteilhaft wäre er sicher, wenn dadurch die Reifung der Sporen in den Schläuchen beschleunigt wird. Die Becherlinge gehören zu den Schlauchpilzen. Mit fortschreitender Jahreszeit finde ich im Auwald weitere Arten dieser Gruppe. So die Anemonen-Becherlinge. Sie kommen aber erst hervor, wenn die Buschwindröschen und die Gelben Windröschen im April blühen. Da wird es am Boden zeitweise schon sommerwarm im Auwald.

Für den Tag hatte ich vorerst genug zu den Vorfrühlingsblühern notiert. Nun sah ich nach dem Revier der Biber, ob ihr Damm noch stand und ob sie weitere Bäume gefällt hatten. Um ein besonderes Biberrevier handelt es sich, denn in diesem Auwald ließ sich das erste Biberpaar nieder, das vor über 40 Jahren im Zuge der Wiedereinbürgerung der Biber in Bayern die Salzachmündung erreichte. Mit einer vermeintlichen Untat zeigten sie ihre Anwesenheit an. Sie nagten gleich drei Eichen mit 40 bis 62 Zentimeter Stammdurchmesser um, die direkt am Ufer des Baches aufgewachsen waren, den die Biber dann stauten

und als Wohngebiet tauglich machten. Als kurz darauf der Besitzer des Auwaldes bei mir anrief, der ich damals in den frühen 1970er Jahren die Biber-Wiedereinbürgerung in Bayern fachlich leitete, war ich auf ein großes Donnerwetter gefasst. Das gab es jedoch nicht, sondern die Frage, was man denn tun könne, um die Biber zum Bleiben zu bewegen. Die Familienchronik hatte nämlich ergeben, dass vor rund einem Jahrhundert in genau diesem Auwald die letzten Biber Bayerns gefangen worden waren. Und nun waren sie wieder da; aus Schweden eingeführt zwar, aber immerhin von selbst zu ihrem einst letzten Wohngebiet gekommen! Geschichtsverbundenheit des Auwaldbesitzers gewährte ihnen neue Bleibe und Sicherheit in der alten Heimat.

Besser hätten die Biber nicht wählen können. Es geht ihnen nach wie vor gut hier. Wir wissen nicht, wie viele Generationen einander ablösten in diesem Revier. Bewohnt war es wahrscheinlich all die Jahre. Sogar den Bau eines größeren Dammes, mit dem die Biber den Bach zu einem kleinen See aufstauten, ließ der Besitzer des Auwaldes zu. Die Familientradition gilt weiterhin. Kundige Biberschützer setzten in den Damm Röhren ein, durch die genügend Wasser abfließt, so dass der Bibersee nicht noch mehr Auwald überschwemmt. „Bibertäuscher" nennt man die Röhren. Die Biber lassen sich davon tatsächlich täuschen. Meistens, nicht immer. Sie versuchen nicht, den künstlichen Abfluss zu verstopfen oder zu entfernen. Der im Spätherbst und Winter mit Schlamm neu abgedichtete und mit Ästen und Zweigen verstärkte Damm trägt längst das Gewicht von Menschen. Ein Silberreiher nutzte ihn heute als Ruheplatz und Ausguck zum See und zum unterhalb dahinrauschenden Bach. Makellos weiß wie frisch gewaschen war sein Gefieder. Ich meinte erste Schmuckfedern erkennen zu können als der große weiße Reiher abhob und ein paar Meter weiter bachabwärts flog. Auch der außerhalb der Brutzeit hellgelbe Schnabel fing an dunkler zu werden. In einem Monat wird dieser schwarz und der Reiher in seidenfeines Gefieder gehüllt sein.

Beide Biberburgen, die am Ufer als mächtige Haufen aus Astwerk und Schlamm gebaut und jeden Winter vergrößert worden waren, fand ich in bester Ordnung vor. Sie werden anscheinend beide bewohnt. Das ist seltsam, denn sie sind nur etwa 15 Meter voneinander entfernt am gegenüber liegenden Ufer gebaut.

Eine der beiden Burgen war allerdings viel größer und knapp zwei Meter hoch. Die andere wirkte eher wie ein Nebenbau. Lebten darin Biber vom vorvorigen Jahr, die von der Familie mit ihren letztjährigen Jungen in der Hauptburg noch im Revier geduldet werden? Wieder einmal nahm ich mir vor, mich an einem günstigen Abend anzusetzen, um zu sehen, was sich an beiden Burgen in der Dämmerung und in den frühen Nachtstunden tut. Neue Bäume hatten sie in den letzten Wochen nicht gefällt. Noch waren die beiden großen Flöße aus Astwerk von Pappeln und Weiden, die als winterliche Nahrungsreserve angelegt worden waren, längst nicht aufgebraucht. In jenem Winter gab es keine Eisdecke auf dem Bibersee. Die Biber hielten es offenbar nicht für notwendig, im Januar oder Februar weitere Bäume zu fällen, so lange von den Vorräten vom Spätherbst noch genug da war.

Spuren oder zur Markierung abgesetzte Losung von Fischottern fand ich am Ufer des Bibersees nicht. Die Otter